

Nr. 103. Bromberg, den 8. Mai 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(30. Fortsetzung.) ———

Vater Dag hatte diesen Winter in der Schlafkammer viel Licht verbrannt, hatte hier am Tisch gesessen, gelesen und so tief in die Nacht hineingegrübelt, daß er es sich allmählich angewöhnte, morgens spät aufzustehen.

Jetzt hatte sich der alte Dag auf den Stuhl gesetzt. Er las nicht in den Andachtbüchern. Er zog nur seine Stiefel aus, dann stand er wieder auf, hängte die Jacke an einen Haken und blieb so in Hosenträgern und Hemdärmeln mitten im Zimmer stehen. Sein Blick suchte die Bücher auf dem Tisch. Er hatte schon lange nicht darin gelesen, aber er scheute sich, es Adelheid zu gestehen und sie ihr zurückzugeben. So waren sie denn liegen geblieben, und er hatte weiter auf die abendlichen Gespräche mit ihrem ewig gleichen Gedankenkreise eingehen müssen. —

Adelheid war in die Jungferkammer hinaufgestiegen.

Wie im Traum öffnete sie die Glastür zur Laube und sank in den großen Sessel, erschöpft von der starken Frühlingsluft. Es war, als hätte sie ihre letzte Kraft gebraucht, um mit Haltung zu Pferde zu sitzen und ins Haus zu kommen.

Die Buben waren unten in der Küche. Sie war ganz allein — zu nichts nütze.

Sie hatte Vater Dag in Waldkleidern über den Hof gehen sehen und wohl bemerkt, daß er zusammenzuckte und seinen Schritt beschleunigte, daß er Mütze und Jacke nicht in der Diele aufgehängt und die Stiefel nicht dort ausgezogen hatte. Er mied sie — er flüchtete, wenn sie kam.

Es brauchte sie also niemand mehr in der Welt.

Ihre Buben waren freilich erst zwei Jahre alt und verlangten noch ständige Fürsorge, und wenn sie sich gestoßen hatten oder mit etwas nicht fertig wurden, dann kamen sie mit allem zur Mutter. Sie bestürmten und umwimmelten sie auch sonst, solange der Vater nicht in der Nähe war. Aber sie spürte schon jetzt, daß es mit ihnen gehen würde wie mit den beiden verstorbenen: wenn der Vater aus dem Wald heimkam, zog es die Buben mit unwiderstehlicher Macht in die große Kammer nebenan, zu den Hunden und Waffen, zum Kaminfeuer und dem geheimnisvollen Halbdunkel.

Wer selten kommt, ist gern gesehen.

Ja, Adelheid fühlte einen geheimen Neid gegen ihren Mann in sich aufkommen. Letzten Winter hatte er sich mehr und mehr ferngehalten und seine Streifzüge im Wald immer weiter ausgedehnt; und er hatte wieder begonnen, die seltenen Male, wo er daheim war, wie in alten Tagen im Küchenhaus zu nächtigen. Er ließ sie seine Gleichgültigkeit deutlich fühlen, und wenn er sie bei seiner Heimkehr einmal in vertraulichem Gespräch mit seinem Vater in der Diele traf, dann blitzte es in seinen Augen sogar wie Haß auf. Er sprach mit ihr niemals mehr als nur das Allernotwendigste und verlangte immer seltener nach ihr.

In diesem stetig wachsenden Gefühl ihrer Überflüssigkeit hatte sie sich immer leidenschaftlicher in die Gespräche mit Vater Dag über das Jenseits vertieft. Daß sie für ihn in der Zeit seines verzweifelten Ringens Stütze und Stärke sein durfte, tröstete sie über alles andere hinweg, und dieses Gefühl verflocht sich mit ihren gemeinsamen Wanderungen durch die Weiten des Gotteswortes, ja, es wurde eins damit — ein Betäubungsmittel gegen jegliche sonstige Enttäuschung.

Darum war es ein schwerer Schlag für sie, als sie jüngst klar erkannte, daß Vater Dag das alte Interesse für diese Unterhaltungen längst verloren hatte. Sie mußte blind gewesen sein, daß sie es nicht schon eher merkte.

Sie hatte sich, solange es ging, an die Hoffnung geklammert, es werde vorübergehen, aber je mehr sich das Frühjahr näherte, desto weniger Zeit fand Vater Dag, in Ruhe mit ihr zusammenzusitzen. An einem der ersten Apriltage — sie hatte gleichsam einen Frühlingsrausch in der Luft verspürt — war Vater Dag zum erstenmal seit jenem Herbsttag wieder in den Wald gezogen. Er war fort, ehe sie morgens aufgestanden war, ohne daß er am Abend vorher ein Wort davon gesagt hätte, und er kam spät und müde heim und ging gleich nach dem Abendbrot zu Bett.

Seitdem hatte sich dies mehrmals wiederholt, ohne daß er ein Wort der Erklärung über diese Wandlung verlor. Ja, zuweilen nahm er den Hund und die Büchse mit und kehrte mit Jagdbeute heim, und es kam ein immer stärkerer Hauch der alten Kraft über ihn.

Gestern war Adelheids Vater angekommen, und er saß mit ihm über die gewohnte Schlafenszeit in der Diele, trank ein Glas mit ihm und hörte seinem vergnügten Plaudern zu. Dann hatte er Adelheid gebeten, Tante Eleonore für den nächsten Tag zu einem kleinen Essen einzuladen. Heute war er wieder früh in den Wald gegangen, ohne sich um den Major zu kümmern, und als ihn Adelheid jetzt auf dem Hof entdeckte, da eilte er, vor ihr ins Haus zu kommen, um sich umzuziehen, und würde abends wohl wieder mit ihrem Vater zusammensitzen.

War Vater Dags Bedrücktheit nur eine Herbststimmung vor dem winterlichen Dunkel gewesen? Und sein Wandel jetzt ein Frühlingsahnen von neuem Leben, neuem Sommer?

War denn im menschlichen Leben nicht ernst und beständig — alles immer nur flüchtige Stimmung? War selbst Vater Dag, der beständigste Mensch, den sie kannte, ohne wirkliche innere Ganzheit? Sie hatte davon reden hören, wie stark die Jahreszeiten auf alte Leute wirkten: finstere Mutlosigkeit im Herbst und Winter und neue Hoffnung, wenn Frühling und Sommer kommen? Sollte auch er hiervon erfaßt worden sein? War es denkbar, daß jemand, der so nahe der Natur, ja mitten in ihr aufgewachsen war, diesem Wechsel stärker unterworfen war als die Menschen in der Stadt?

Es war fast ein kleiner Trost, zu denken, daß zum Herbst alles wieder werden könnte wie im vergangenen Winter — aber dieser Trost war dünn wie Spinnweb. Denn erstens hielt sie Vater Dag nicht für eine so leicht bewegliche Natur, und außerdem würde sie nie wieder jenes Gefühl sicheren Vertrauens haben können wie damals. Das war auf immer in ihr zerstört.

Hätte er ihr noch ein Wort darüber gesagt, was in ihm vorging! Oder war es ihm selber nicht klar? Er schien vor ihr kein gutes Gewissen zu haben. Er mied sie. Heute hatte sie es deutlich gesehen.

Es war wie etwas Heiliges für sie gewesen, sich einem Menschen bis in den Kern seiner Seele nahe zu wissen, und nun gar dem größten, dem sie je begegnet war. Sie hatte Kummer und Sehnsucht vergessen und — alle gesunde Vernunft. Jetzt war sie nutzlos — für alle . . .

In Hütten und Häusern im Gebirge, in der Siedlung und drunten im Tal raunte man sich zu, wie gut es doch Adelheid Björndal in jeder Weise habe, und wie stolz und hart und böse sie trotzdem gegen ihren Mann sei. Aber droben in der gemütlichen Jungfernkammer saß Adelheid und blickte mit starren Augen vor sich hin.

Niemals hatte sie ihren Mann verstanden. Er war wie aus einer ganz anderen Welt als sie und alle, die sie sonst kannte. Wohl war sie stolz und zurückhaltend gegen jedermann gewesen; doch nach ihrer Verheiratung und all den weiteren Erlebnissen hatte eine heiße Freude sie überströmt, daß sie jetzt einen Menschen besaß, bei dem sie sich ohne allen Stolz und jede hemmende Rücksicht frei und herzlich geben konnte.

Anfangs hatte sie eine herrliche Zeit verlebt — dann aber zog es Dag in den Wald, und sie hatte die ganzen Jahre gegrübelt, ob sie ihn mit einem Wort oder Blick oder sonst irgendwie verletzt hätte; denn seit seinem ersten Gang in den Wald war alles so anders geworden. Seitdem machte er den Eindruck, als sei er beständig auf der Hut vor ihr oder vor etwas in sich selbst, als halte ihn ein leicht verletzlicher Stolz ewig zurück — ein Stolz, der auch dann nicht wich, wenn er sich einmal von seinen Gefühlen für sie hatte hinreißen lassen.

Es gab Zeiten, wo sie eine ausreizende Spannung deswegen empfand, und zutiefst in ihr lebte diese Spannung ständig weiter und ließ sie den Schmerz über seine Unnahbarkeit doppelt fühlen.

Sollte sie niemals an jenes Große herankommen, oder war es etwas, was nur sie zu erkennen meinte? Lag keine Größe hinter dieser knabenhaften Scheu? Und was hatte dieses verbitterte Aufblitzen seiner Augen in letzter Zeit zu bedeuten?

Ja, über ihrem glücklichen Leben, von dem die Leute sprachen, lagen so tiefe Schatten, daß sie ihr ganzes Glück verdunkelten. Das aber wußte die Welt nicht; denn Adelheid schwieg.

Ein Unglück kommt selten allein. Adelheid war durch den Zwiespalt mit ihrem Mann zermürbt, nun kam Vater Dags verändertes Wesen dazu, und neben alledem quälte sie noch etwas anderes.

Ihr Vater war im letzten halben Jahr selten auf Björndal gewesen. Vater Dag sei ihm zu heilig geworden. Der lebenslustige Major fühlte sich nicht wohl, wenn nicht bei vollen Bechern die Wogen der Lustigkeit hoch gingen — und Adelheid hatte die seltenen Male, da er zu Besuch kam, und vor allem gestern, deutliche Spuren raschen Verfalls an ihm bemerkt.

Ja, als sie gestern abend durch die Schreibstube zur Diele ging, sah sie durch die offene Tür, wie der Vater, der ihr den Rücken zuwendete, Dags Abwesenheit benutzte, um sich sein großes Grogglas voll Kognak zu gießen und den hinunterzustürzen. Sie hatte sich rasch hinter der Wand der Schreibstube verborgen und dort zitternd gestanden vor Schreck und Scham über den widerlichen Anblick.

Adelheid trat auf den Balkon hinaus und stützte die Hände auf das Geländer. Sie wirkte noch immer schlank und geschmeidig, und ihre Züge bewahrten trotz allem ihre strenge Schönheit, doch das Leben hatte seine Spuren schärfer gezeichnet. Ihre Stirn hatte sich während der letzten Monate so selten geglättet, daß die Runzeln tiefer geworden waren. Die in ihrer Ruhe einst so schönen Brauen hatten sich über der Nase straffer zusammengezogen, und deutliche Schmerzenslinien liefen von der Nasenwurzel zu den Furchen der Stirn hinauf.

Ihre Augen starrten in den Frühlingshimmel über den Waldhöhen im Süden — ohne Tränen.

8.

Adelheid hatte den Borglander Wagen unten auf dem Weg durch die Siedlung kommen sehen und empfing Tante Eleonore selbst in der Haustür. Sie wußte, daß die Tante das von ihr erwartete.

Es war nicht schwer, zu erkennen, daß Fräulein Eleonore Ramer und Adelheid nahe verwandt waren. Zwar war Adelheid größer und wirkte kräftiger, als es ihre Tante in dem Alter wohl gewesen war, sonst aber war die Ähnlichkeit verblüffend.

Fräulein Ramer hatte ausgesprochene Grundsätze. Einer davon war, bei einer förmlichen Einladung wie der heutigen es ihre Wirte fühlen zu lassen, wie entzückt sie über die Einladung war. Sie versicherte also, sie habe sich seit Adelheids gestrigem Besuch bis zu diesem Augenblick, da sie das gastliche Haus betrete, gefreut wie ein Kind. Ihre sonst so strengen Züge waren eitel Lächeln, und doch hatte Adelheid die Empfindung, als ruhten die klugen Augen der Tante durch das Lächeln hindurch ein-, zweimal forschend auf ihr. Adelheid hatte in der letzten Nacht kaum eine Stunde Schlaf gefunden und war durch die quälenden Gedanken so zermürbt, daß sie fast von dem Bedürfnis überwältigt wurde, sich dieser starken Frau an die Brust zu werfen, sich all ihren Kummer vom Herzen zu weinen und ihr alles zu erzählen — Großes und Kleines; doch war sie wohl bei ihrer Großmutter und auch in ihrem späteren Leben durch eine so harte Schule gegangen, daß sie sich aufrecht hielt und die passenden Begrüßungsworte fand.

Adelheid war seit dem ersten Weihnachtsfest auf Björndal bis zu diesem Tag schon in sehr verschiedenen Stimmungen an den großen Wohnstubentisch mit den schweren Stühlen herangetreten, aber noch niemals war sie sich so nutzlos, so losgelöst von den Menschen und allem Leben vorgekommen wie heute. Sie setzte sich auf ihren gewohnten Platz am Ende des Tisches. Vater Dag saß in seinem breiten Sessel am anderen Ende, neben ihm der junge Dag und zwischen Adelheid und ihm Tante Eleonore. Der Major hatte Tante Eleonore nur von weitem kühl begrüßt und sich auffällig bemüht, auf die andere Tischseite zu kommen.

Ja, diese fünf Menschen waren eine merkwürdige Versammlung an der ersten festlichen Tafel dieses Jahres. Vater Dag blickte nicht alle fest an — jedenfalls Adelheid nicht. Auffallend angelegentlich wendete er sich zu seinen Nachbarn oder sah auf seinen Teller hinunter — doch über den Tisch zu Adelheid hin blickte er nicht.

Adelheid hatte nur einen, den sie ansehen konnte — Tante Eleonore. Sie vermochte ihren Blick nicht auf Vater Dag zu richten, und das schöne, aber kalte, gleichgültige Gesicht ihres Mannes hatte sie nur ein einziges Mal gestreift. Das war genug — die Tränen stiegen ihr auf, und sie hatte tief Atem holen müssen, um sich über das quälende Gefühl von unklarem Schuldbewußtsein und bitteren Vorwürfen hinwegzuhelfen, das in ihrem Herzen zu einem einzigen tiefen Schmerz verschmolz, als sie seinen freudlosen Ausdruck bemerkte. Das gerötete Gesicht des Majors, das sonst eine so tröstliche Selbstzufriedenheit spiegelte, zeigte jetzt die Spuren gequälter Unruhe und deutlichen Verfalls. Sie brachte es nicht fertig, ihn anzusehen.

Tante Eleonore hatte den Major unverhohlen verachtet in den fünfundzwanzig Jahren, seit er von ihrer Schwester geschieden war — wegen Ehebruchs, wie sie jedermann geradeheraus erklärte, wenn die Rede auf ihn kam.

Dem Major war es nicht gegeben, einen Menschen zu hassen. Er besaß bei all seinen Fehlern doch soviel Selbsterkenntnis, daß er sich seiner eigenen Schwächen bewußt war; und sein Urteil über andere war deshalb sehr mild. Bei all seinem unbeschwerten Geplauder über alles und alle war es Vater Dag doch immer aufgefallen, daß er nie ein böses Wort über einen andern sagte. Nur wenn das Gespräch auf Fräulein Ramer kam, wurde er plötzlich einsilbig.

Mancher Tropfen floß heute durch die Kehle des Majors, ehe er es verwinden konnte, daß Fräulein Ramer mit ihm an einem Tisch saß; aber er trank schnell und hitzig und wurde schließlich blind für ihre kühlen Blicke; denn als sie von Tisch aufstanden, war er schon bei seiner zwölften Schnurre. Sein Witz wirkte heute gezwungen und nicht so sprudelnd wie sonst, fand Vater Dag; aber das konnte ja Einbildung sein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Haarnadel.

Erzählung von Johannes Tralow.

Nicht daß Lieschen Behnke einen Haarknoten getragen und damit zum Wiederaufbau der darniederliegenden Haarnadelindustrie beigesteuert hätte! An dergleichen dachte Lieschen Behnke nicht. Aber über dem linken Ohr wurde eine blonde Haarsträhne mit einer ganz dünnen, goldfarbenen, winzig gewellten Haarnadel hochgenommen, damit die Strähne seitlich nach hinten ihren Lockenschwanz entwirbeln konnte. Denn Lieschen war außergewöhnlich hübsch, und die Lockenfahne machte sie noch hübscher.

Das fand auch der Zimmerherr Werner Rieck, und er zeigte das in einem Maße, wie ihm das nach Meinung von Lieschens Mama keineswegs zukam! Denn schließlich war er nur ein sehr vorübergehender Zimmerherr, nur für einen Monat! Bei der Überfüllung der Stadt mit Fremden war das große Varieté nämlich froh gewesen, das „Staatszimmer" der verwitweten Stadtinspektorsgattin Behnke für einen hochanständigen Preis mieten zu können, weil der Herr Rieck nun einmal nicht hatte ins Hotel ziehen wollen, und auf die Wünsche des Herrn Rieck war Rücksicht zu nehmen gewesen. Er war die große Attraktion!

Allerdings nur für das Varieté. Für Frau Behnke war er das nicht im gleichen Maße. Auf Freikarten zur Erstaufführung freilich legte sie immerhin noch einigen Wert, und als dann der große Augenblick kam, in dem Werner Rieck unter Trommelwirbel inmitten eines Rhönrades die Todesfahrt übers Hochseil antrat, da folgten auch ihre Blicke gruselnd jeder Bewegung des Waghalses unter der Kuppel.

Doch nur zu bald raffte sie sich wieder zusammen.

„Hab' dich nicht so, dumme Göre!" sagte sie zu ihrem Lieschen. „Alles nur brotlose Künste!"

Frau Behnke wußte, was sie wollte, und daß sich etwas zwischen ihrem Lieschen und diesem Herrn Rieck anbahne, — das wollte sie nicht. Der Herr Rieck sei überhaupt gar kein Mann, erklärte sie. Der habe eher Anwartschaft auf einen Genickbruch als auf eine Pension.

Und dabei hätte Lieschen Behnke doch so gern gewußt, was für eine Bewandtnis es mit dem keineswegs häßlichen Mädchen habe, das im vorteilhaften Trikot Rieck Handreichungen leisten durfte.

Es sei seine Assistentin, hatte er wohl mal gesagt, aber Fräulein Lieschen fühlte sich auf Grund ihrer aufkeimenden Neigung berechtigt, mehr über dieses Geschöpf in schwarzem Trikot und silbernem Leibchen zu erfahren und überhaupt alles über Herrn Rieck.

Und jetzt polterte die Post durch den Türschlitz.

Drei Briefe an Herrn Rieck lagen am Boden. Natürlich hätte Lieschen nichts dagegen gehabt, den Inhalt von allen dreien zu kennen. Doch nur der eine war schlecht geschlossen, noch dazu der Brief eines Rechtsanwalts. Lieschen witterte Gefahr. Und da er sogar dreiviertel offen stand, besorgte die kleine, goldfarbene Nadel ohne viel Mühe den Rest.

Da aber wurde dem erschrockenen Lieschen der Brief auch schon aus der Hand gerissen! Ungesehen und ungehört war die Mama mal wieder hinzugekommen.

„Was machst du denn da?" forschte sie streng. „Tut man denn so was?"

Und damit zog Frau Behnke dann den Brief aus dem Umschlag, um nach einem Blick auf den Inhalt sofort zu erstarren. Weiter als zum Erstarren kam sie freilich nicht, weil gerade ein Schlüssel in die Flurtür gesteckt wurde. Und dann trat Herr Rieck in die Wohnung zu einer gänzlich verwandelten Mutter und einem vor Erstaunen sprachlosen Lieschen.

Sie habe gerade Kaffee gekocht, sagte Frau Behnke, und ob Herr Rieck eine Tasse wollte? Lieschen solle sie ihm gleich bringen.

„Stand was Schlimmes im Brief?" flüsterte Lieschen später in der Küche.

„Meinst du vielleicht, daß ich mich um fremder Leute Briefe kümmere?" fragte Frau Behnke strafend zurück. „Geh lieber jetzt und trag ihm den Kaffee rein! Und wenn er fragt, ob wir noch einmal in die Vorstellung möchten, kannst du ruhig ja sagen. Stell dich nicht immer so zimperlich an, als wenn du von Marzipan wärst!"

Das alles sagte Frau Behnke, ohne zu stocken und zu erröten. Daß sie etwas von einer Erbschaft und von Häusern im Taxwert von neunmalhunderttausend Mark gelesen hatte, verriet sie mit keinem Wort.

Und so kam es, wie es kommen mußte. Die Damen gingen ins Theater. Als Herr Rieck sie dann jedoch abholen wollte, fühlte sich die Mama leider doch sehr ermüdet. Aber Lieschen dürfe noch fortbleiben, sagte sie, und der Herr Rieck habe ja einen Hausschlüssel, und bemühen möge er sich auf keinen Fall, sie selbst fahre mit der Straßenbahn. Beinahe hätte Lieschen der Schlag über diese nie erlebte mütterliche Großzügigkeit gerührt! Dann wurde es wirklich so wundervoll, wie es zwischen verliebten Leuten nur werden kann. Sogar nach dem Trikotmädchen zu fragen, vergaß Lieschen völlig. Und später sprachen sie überhaupt kaum noch und küßten dafür um so mehr.

Das mit dem Trikotmädchen fiel ihr erst am anderen Morgen wieder ein, während sie ihm das Frühstück richtete. Denn daß sie selbst es ihm bringen würde und nicht, wie bisher, die Mutter, war ihr schon eine Selbstverständlichkeit geworden. Bei dieser Gelegenheit nahm sie ihm dann auch gleich den Rechtsanwaltsbrief mit hinein. Den von gestern! Aber bevor sie sich küssen lasse, nahm sie sich fest vor, müsse er ihr erst alles über das andere Mädchen sagen.

Sie hätte sich nichts vornehmen sollen, weil es gar nicht erst zum Fragen kam. Vielmehr war der Mann, nachdem er den Brief gelesen hatte, wie verwandelt. Zwar griff er wohl nach ihr. Aber nicht, um sie, wie sie doch mit Fug annehmen durfte, stürmisch an sich zu reißen, sondern nur um ihr die Haarnadel überm linken Ohr herauszuziehen. Ganz blaß war er dabei.

„Es stimmt", sagte er dann und „Sie" nannte er sein Lieschen. „Ihre Haarnadel von gestern", fuhr er nämlich fort, „haben Sie im Brief liegen lassen, Fräulein Behnke. Aber etwas anderes stimmt nicht, und das ist die Erbschaft! Auf den Häusern liegen so hohe Hypotheken, daß ich draufzahlen müßte und sie nicht übernehmen kann. Und nun haben Sie wohl genug von mir!"

Nicht ein einziges Wort verstand Lieschen. Ihre Antwort wartete Werner Rieck auch gar nicht erst ab, so schnell war er draußen. Mit keinem Blick sah er sich mehr um: nicht nach dem Frühstück und nicht nach dem Lieschen.

Als dann aber die Mama der weinenden Tochter die Aufklärung gab und sie damit zu trösten versuchte, daß man jetzt, wo es mit der Erbschaft doch aus sei, sich nicht dankbar genug für die Fügung des Schicksals erweisen könne, da machte das sonst so folgsame Lieschen zum ersten Mal in ihrem jungen Leben der Mutter einen Krach. Und es sei gar nicht gut! rief sie. Und wenn er nicht wieder komme, gehe sie ins Wasser!

Doch nicht Werner Rieck kam, sondern nur seine Assistentin, die dem Lieschen schon von Anfang an nicht gefallen hatte, und sie solle die Sachen ihres Chefs packen, sagte das Mädchen.

Lieschen aber war sofort entschlossen, es nicht zuzugeben, daß ihr Werner mit dieser Person unglücklich werde. Schnell brachte sie ein Handköfferchen von ihm auf die Seite, und mit dem begab sie sich ungesehen von ihrer Mutter auf heimliche Wege, und zwar zu dem Artistenhotel, in das sich der Gekränkte verzogen hatte. Auch ließ sie sich durch nichts irre machen. Als sie Werner Rieck nicht antraf, erklärte sie, warten zu wollen. Das Warten war kein Spaß. Erst eine Stunde vor Theaterbeginn kam Rieck.

„Werner!" sagte sie.

„Sie haben sich selbst mit dem Koffer bemüht?"

„Ich muß dich sprechen", sagte sie. — „Bitte!" sagte er. Und dann gingen sie zum Fahrstuhl.

In seinem Zimmer jedoch brach Lieschen in ein wildes Schluchzen und in ein ebenso hemmungsloses Beichten aus. Und sie habe nichts von einer Erbschaft gewußt, rief sie, und sie wolle auch keine, sie wolle nur ihn, und das Trikotmädchen müsse er wegschicken; was die tue, damit werde sie auch noch fertig.

Was blieb Werner Rieck da übrig, als fortzufahren, wo er am Abend vorher aufgehört hatte? Aber zum Varieté brauche sie nicht, sagte er, denn nur wegen plötzlichen Vermögensverfalls habe er seine Studien unterbrechen müssen. Doch jetzt besitze er wieder genug, um eine Reihe von Jahren mit ihr davon leben zu können, und in dieser Zeit

wolle er seinen Doktor machen, weil es schon immer seine Sehnsucht gewesen sei, Arzt zu werden.

Lieschen fand das alles viel wunderbarer als die größte Erbschaft. „Das mit der Haarnadel“, meinte sie noch, „war gewiß nicht anständig vor mir. Aber wenn einer mal was Schlechtes tut, muß er darum doch nicht ganz schlecht sein?“

„Die Haarnadel!“ rief da aber Werner Rieck und zog sie triumphierend hervor. „Sag mir nichts gegen die Haarnadel! Ohne sie hätte uns deine Mutter nie zusammengelassen. Die Haarnadel heben wir auf. Sie war unser Glück!“

„Die Haarnadel war unser Glück!“ wiederholte Lieschen und sah andächtig zu, wie er sie mitsamt einem goldenen darum gewirbelten Härchen sorgsam in seiner Brieftasche verstaute.



Bunte Chronik



Die Leistung des Herzmuskels.

Das menschliche Herz ist eine Pumpe, die für den Blutumlauf sorgt. In jeder Minute arbeitet diese Pumpe etwa siebzigmal, in einem ganzen Jahr 36 792 000 mal. Setzt man das Menschenleben auf 70 Jahre an, so arbeitet das Herz alles in allem 2 575 440 000 mal. Es tut also mehr als zweieinhalb Milliarden Schläge! Was diese Arbeitsleistung bedeutet, hat ein Anatom zu berechnen gesucht. Die Herzpumpe setzt durchschnittlich bei jedem Schlag 100 Gramm Blut in Umlauf, also 7 Liter in der Minute, 420 Liter in der Stunde und 10 Tonnen am Tage. Das kleine, durchschnittlich 15 Zentimeter hohe und 10 Zentimeter breite Organ bringt also in 70 Jahren in ununterbrochener Arbeit im ganzen die riesenhafte Masse von 250 000 Raummetern Blut in Bewegung. Kein Menschenwerk kann eine auch nur annähernde Leistung vollbringen.

Ein konservativer Ehemann.

Welche tiefe Erregung die staatliche Abschaffung des Frauenschleiers in mohammedanischen Ländern hervorruft, zeigte ein tragischer Vorfall, der sich dieser Tage in Albanien abspielte. Hier wurde ein reicher Grundbesitzer in der Nähe der jugoslawisch-albanischen Grenze von einem albanischen Gendarmeriewachtmeister angehalten und darauf aufmerksam gemacht, daß das Tragen eines Frauenschleiers durch die Gattin des Grundbesitzers nach den neuen Bestimmungen unstatthaft geworden sei. Der Albanier empfand das Eingreifen des Wachtmeisters als eine so schwere Beleidigung, daß er seinen Revolver hervorriß und den Wachtmeister, ohne ein Wort zu sagen, niederschoß. Der Schwergetroffene erlag nach kurzer Zeit seinen Verletzungen.



Lustige Ecke



Im Spielwarenladen.



„Könnte ich vielleicht dies hier umtauschen? Es ist ein Mädchen geworden!“



Rätsel-Ecke



Spruchmosaik.

ngtwirw	esrausc	tundkli
issenni	gersing	chtwasd
htderta	nbringt	asmorge

Wenn man die Mosaiksteinchen richtig ordnet, ergibt die Inschrift — im Zusammenhang abgelesen — einen Spruch von Otto Promber.

*

Der entzifferte Liebesbrief.

15. Gfcsvbs 1937.

Nfjo Mjfcmjoh!

Eb jdi npshfo nju efn E-Avh obdi Xjfo gbisf, xjmm jdi Ejdi ifvuf opdi fjonbm tfifo. Lpnn ebifs cjuuf vn 20 Vis wps ebt Tubeudbgf, Xp jdi Ejdi fsxbsuf.

Nju Jffahsvta!

Efjo Spmg.

Zwei junge Menschen hatten sich sehr lieb. Doch keine andere Person, weder Vater noch Mutter der beiden, durften dies wissen. Es machte sich deshalb notwendig, daß sich die zwei jungen Menschenskinder bei dem Briefwechsel einer Geheimschrift bedienten, die der Leser unseres Blattes herausfinden soll. (Siehe obenstehenden Liebesbrief!)

*

Zitaten-Rätsel.

Aus jedem der nachstehenden Zitate ist ein Wort auszuwählen. Bei richtiger Lösung ergeben die entnommenen Wörter die Stelle eines Gedichtes von Emanuel Geibel.

1) Wohl waren es Tage der Sonne!
2) Scheint die Sonne noch so schön, einmal muß sie untergehn!
3) Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen.
4) Genießt die Minute, so lange sie glüht! Der Frühling verwelkt, und die Liebe verblüht.
5) Kein schöner Ding ist wohl auf Erden als Frauenlieb, wem sie mag werden.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 100

Leiter-Rätsel:

1) Rienzi, 2) Oxhoft, 3) Dorset, 4) Oderan, 5) Kelten, 6) Ismene.
Die senkrechten Reihen ergeben:
Arnold Böcklin — Die Toteninsel.

*

Füll-Rätsel:

E	I	C	H	E
I	D	E	A	L
T	R	I	E	R
M	O	T	T	E
F	I	S	C	H

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.